

Literaturbesprechung

Johanna Gehmacher, Klara Löffler (Hg.): Storylines and Blackboxes. Autobiographie und Zeugenschaft in der Nachgeschichte von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg, Wien: new academic press 2017 (Beiträge des VWI zur Holocaustforschung, Band 4, hg. vom Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien), 260 Seiten, 22,00 €.

Der Sammelband geht auf einen Workshop zurück, der im Mai 2014 vom Wiener Wiesenthal Institut für Holocaust-Studien (WVI) unter dem gleichnamigen Haupttitel durchgeführt wurde. Anders als der Workshop, bei dem es laut Untertitel um auto/biographische Erzählungen über Gewalterfahrungen im Kontext des Zweiten Weltkrieges gehen sollte, stellt die Publikation nur eine Auswahl der gehaltenen Beiträge vor und ordnet sie neu unter drei Hauptkapiteln. Unter der Rubrik „Erfragte Erinnerungen“ stehen Befragungen von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen im Zentrum, also Erzählungen, die im direkten Gegenüber und in der persönlichen Interaktion entstanden sind; das Kapitel „Berichten, Erzählen, Darstellen“ widmet sich den stärker literarisch verdichteten Formen von Erinnerungen, und unter dem Titel „Vermittlungen, Vernutzungen“ werden drei ganz unterschiedliche Texte nebeneinander gestellt, die sich einerseits erneut mit der Darstellungsmöglichkeit von Gewalt, andererseits mit den didaktischen Anforderungen an Zeitzeugenvideos befassen bis hin zu einer grundsätzlichen Problematisierung der Figur des „Zeitzeugen“ im Erinnerungsdiskurs. Die Frage, wie das Verhältnis zwischen Autobiographie und Zeugenschaft beschaffen ist, wenn es um die Erfahrung und das Erzählen von Gewalt im Zusammenhang mit Shoah und Zweitem Weltkrieg geht, hält die verschiedenen Beiträge zusammen. Um es vorweg zu sagen: Die editorische Arbeit an diesem Sammelband scheint beachtlich, und die Wechselbewegung aus Workshopkonzeption, Sichtung der Beiträge, Reflexion der eigenen Thesen im Spiegel der eingereichten Beiträge sowie die überlegte Auswahl und Anordnung der Aufsätze sind deutlich spürbar. Hervorzuheben ist auch das überaus sorgfältige Lektorat, das die Texte durchweg flüssig lesbar macht.

Der Workshop wie auch der Band verfolgt(e) den Anspruch, literatur-, kultur- und geschichtswissenschaftliche Forschungsperspektiven auf die biographischen Erzählungen und den gesellschaftlichen Umgang damit in einen produktiven Austausch zu bringen. Dafür schlagen die Herausgeberinnen, Johanna Gehmacher und Klara Löffler, vor, über-disziplinär nach „Formen“ von „Erzählungen“ in spezifischen „Konstellationen“ zu fragen, um damit einerseits die Differenz von Autobiographie und Zeugenbericht zu markieren und andererseits deutlich machen zu können, dass historische Konstellationen ebenso wie die Gewalterfahrung selbst die Erzählung zwischen den Formen Lebensgeschichte und Zeugnisbericht changieren lassen. Diese Reflexionsebene und der interdisziplinäre Blick auf den jeweiligen Gegenstand werden zum Teil in einzelnen Beiträgen berücksichtigt, vor allem aber durch die Auswahl, Anordnung und Gewichtung durch die Herausgeberinnen eingefordert und nicht zuletzt durch eine ausgezeichnete Einleitung in den Sammelband ermöglicht. Gehmacher und Löffler vermuten, dass „die abgefragten, archivierten, vielfach medialisierten Erzählungen zur Gänze in den Gebrauch der Gesellschaften über[gehen]“ und „damit immer mehr als Zeugnisse essenzialisiert werden und dass demgegenüber immer mehr das Be-

wusstsein zurücktritt, dass es sich hier um autobiographische Texte und Bilder handelt, die von jeweils unterschiedlichen, im Verlauf der Lebensgeschichte variierenden Perspektivierungen bestimmt sind“ (21).

Dass in dieses kulturelle Gedächtnis der Gesellschaften nicht nur ganz überwiegend Erzählungen aus Opferperspektive eingehen, sondern sich auch die verschiedenen Forschungsstränge offenbar kaum mit Darstellungen ausgeübter Gewalt befassen, konstatieren die Herausgeberinnen im Hinblick auf ihren Call for Papers, der diese Fokussierung nicht erfragte, sondern mit einem weiter gefassten Begriff von Gewalterfahrung operierte, der auch ausgeübte Gewalt umfassen sollte. Sie deuten diesen Umstand vorsichtig als mögliche Wechselbeziehung zwischen den „Logiken von nationalen und transnationalen Archivierungsprojekten mit geschichtspolitischen und -didaktischem Auftrag“ (9) und der Ausrichtung wissenschaftlichen Interesses. Allerdings dominieren gerade im vorliegenden Band nicht die Forschungsarbeiten über archivierte Zeitzeugeninterviews, sondern mindestens gleichberechtigt stehen hier literarische und andere künstlerische Verarbeitungen von Gewalt. Dass auch dabei vor allem das Erlittene in den Blick genommen wird, entspricht zwar der noch immer aktuellen gesellschaftlichen Aufmerksamkeit, muss aber nicht einem geschichtspolitischen Mainstream folgen. Immerhin stellen ja gerade die selbstverfassten Erzählungen Akte der „Selbstermächtigung“ dar und entheben die Erzählerinnen und Erzähler damit ihres Opferstatus‘.

Diese Erzählbewegung der Selbstbehauptung ist selbst dort noch zu erkennen, wo kaum eine konsistente Geschichte entsteht, weil die Gewalterfahrung so massiv war, dass sie nicht erinnert oder zur Sprache gebracht werden kann; das macht bereits der allererste Beitrag des Bandes deutlich, in dem kein typischer Zeitzeuge und schon gar keine didaktisch passfähige Erzählung im Mittelpunkt steht, sondern ein extrem traumatisierter Mann, langjähriger Patient der Psychiatrie. Die Untersuchung von Sonja Knopp, die sich mit einer Studie zur Traumaforschung um den israelischen Psychiater Dori Laub befasst, zeigt nicht nur, welchen Anteil die Befragenden an der Entstehung der Lebensgeschichte haben, sondern dass traumatische Gewalterfahrungen für die Selbstkonstruktion offenbar unerzählbar bleiben müssen. Im zweiten Beitrag des Kapitels von Grete Rebstock, die sich mit dem Online-Archivbestand der russischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter der Freien Universität Berlin befasst, zeigt sich ein Schweigen, das vor allem aus der Nachgeschichte der Zwangsarbeit in den Gesellschaften der UdSSR zu deuten ist: als lange Zeit gültiges Tabu, über die eigenen Erfahrungen zu sprechen. Judith Kestler wiederum widmet sich mit den Erzählungen ehemaliger Seeleute der Handelsmarine einer ganz anderen Personengruppe und erfragt deren Umgang mit Gewalt im Zusammenhang mit Internierung durch die Alliierten. Hier entfaltet sich eine ganz eigene Sicht auf objektiv erfahrene Gewalt, die nicht auch subjektiv als solche empfunden werden muss. Vielmehr bekommt die Gewalterfahrung im Zusammenhang mit der Internierung für die Gesprächspartner „eine Art Scharnierfunktion in der Autobiographie [...], die ihr Vorkriegsleben als Jugendliche mit der erfolgreichen Laufbahn als Erwachsene in der Nachkriegszeit verbindet“ (83). Die Herausgeberinnen sehen in den so unterschiedlichen autobiographischen Entwürfen dennoch die bemerkenswerte Gemeinsamkeit, „dass Gewalterfahrungen dort ausgespart oder in Sinnkonstruktionen eingeordnet werden, wo es die Kontinuität individueller Souveränität zu betonen gilt“ (11).

Das zweite Kapitel umfasst fünf Beiträge, in denen die stärker die literarische Verarbeitung der eigenen Verfolgungsgeschichte im Zentrum steht. Die Aufsätze entstammen aber nicht ausschließlich dem Bereich der Sprach- und Literaturwissenschaften; die Betrachtung des Literarischen wird in allen Aufsätzen durch andere Quellen ergänzt oder kontrastiert. Insbesondere der historischen Kontextualisierung und Einordnung der Erzählungen kommt eine große Aufmerksamkeit zu. Vida Bakondy beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem fragmentarischen Familienalbum (vor allem auch deren Bildunterschriften) der ehemaligen Wiener Meisterschwimmerin „Fritzi“ Löwy und dem viele Jahre später mit ihr geführten lebensgeschichtlichen Interview im Rahmen des Oral-History-Projekts des Dokumentationsarchivs Österreichischer Widerstand. Die aufeinander bezogene Analyse beider Erinnerungs-Dokumente zeigt erneut, dass das Sprechen nicht immer eine adäquate Form der Darstellung von Gewalt- und Verlusterfahrungen ist. Arvi Sepp untersucht in seinem Aufsatz ebenfalls ein zunächst privates Dokument, das in den 1990er Jahren aber zu einem Schlüsseltext der Verfolgungserfahrung von Juden im Deutschen Reich geworden ist. Viktor Klemperers Tagebücher sind, so Sepp, Ausdruck von ineinander übergehender Selbstbehauptung und Selbstverpflichtung zum Zeugnisablegen bis hin zu einer „Hermeneutik der nationalsozialistischen Gewalt“ (127). Die „unauflösbare Interdependenz von Mikro- und Makrogeschichte“ (ebda), die sich in Klemperers Tagebüchern zeigt, wird auch im anschließenden Beitrag von Francisca Salomon verdeutlicht. In ihrem Vergleich zweier Romane von Aharon Appelfeld und Edgar Hilsenrath geht sie der „spezifische[n] Dimension des Raumes Transnistriens“ nach – Hilsenrath, geboren 1926, lebte seit 1938 mit seiner Mutter bei deren Eltern in der Bukowina, Appelfeld wurde 1932 bei Czernowitz geboren. Salomon fragt, wie die geschichtlichen Ereignisse und die literarische Verarbeitung der Deportationserfahrungen, der Verluste von Familien und der Verfolgung zusammenhängen und welche Bedeutung der „versunkene(n) Kulturlandschaft der Bukowina“ (130) in den Romanen für die Herausbildung jüdischer Identitätsmodelle zukommt. Auch in Brigitte Entners Beitrag geht es um das Zusammenspiel von Geschichte und Erinnerung; fokussiert wird aber vor allem die geschichtspolitische Dimension des öffentlichen Umgangs mit den lebensgeschichtlichen Erinnerungen der slowenischen Minderheit in Kärnten nach 1945. Auf der Grundlage von autobiographischen Texten und dem Roman *Engel des Vergessens* von Maja Haderlap beschreibt Entner den Umgang mit der Marginalisierung der Gewalterfahrungen während des Nationalsozialismus im Geflecht von Familiengeschichte, Generationen- und Diskursverschiebungen. Im letzten Beitrag des Kapitels arbeitet Bianca Pick „das Ressentiment als Bestandteil literarischer Distanzierung“ am Beispiel Jean Améry's, Ruth Klügers und Käthe Vordtriedes heraus. Dabei zeigt sich eine widersprüchliche Anforderung der Erzählerinnen und Erzähler an die eigene Erzählung, wenn sie als Opfer spezifischer Gewalt sprechen, aber nicht als passive Opfer über die konkrete Erfahrung hinaus sprechen wollen – die Herausgeberinnen formulieren diese grundsätzliche Spannung so: „Sie müssen zugleich die Souveränität des Individuums und seine existenzielle Ausgesetztheit thematisieren“ (15). Die Widerständigkeit gegen die von der Mehrheitsgesellschaft erwünschte Versöhnung stellt ein Mittel der Wiederherstellung von Würde dar, ein Thema, das viele der betrachteten autobiographischen Erinnerungen prägt.

Die thematische Klammer des dritten Kapitels beschreiben die Herausgeberinnen als Thematisierung der Medialisierung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen. Die-

se Gemeinsamkeit erscheint etwas konstruiert, schmälert aber nicht den Wert der einzelnen Aufsätze. Der erste Beitrag von Anna Stemmann stellt das Medium Comic in den Mittelpunkt und diskutiert, welche Ausdrucksmöglichkeiten hier im Vergleich zu anderen Darstellungen gegeben sind. Interessant und abweichend vom bisherigen Fokus des Bandes gehören die Autoren der zweiten Generation an und verarbeiten die Gewaltgeschichte ihrer Väter, die sich in eigenen Gewalterfahrungen durch die Väter spiegeln. Diese Gleichzeitigkeit kann der Comic mit seinen spezifischen Stilmitteln der Rückblenden oder Gedankenblasen besonders gut bearbeiten. Während hier erneut eine künstlerische Gestaltung von Erinnerung betrachtet wird, beschäftigt sich Gerda Klingeböck mit den Anforderungen an die didaktische Bearbeitung großer Videoarchiv-Bestände. Am Beispiel des Projekts *Zeugen der Shoah*, das zum Ziel hatte, interaktives pädagogisches Material für eine Auswahl aus dem immensen Interviewfundus des Archivs zu entwickeln, zeichnet Klingeböck die grundsätzlichen Überlegungen nach, die diesen Arbeitsprozess geprägt haben, reflektiert Vorbehalte gegenüber einer didaktischen Bearbeitung und stellt die getroffenen Entscheidungen zur Diskussion, die es erlauben sollen, zentrale Erzählpassagen auch in stark gekürztem und gestaltetem Videomaterial zu erhalten. Nachdem die großen Interviewprojekte mit diesem Beitrag gezielt thematisiert sind, schließt der Band mit einem grundsätzlich kritischen Einwurf zu Zeitzeugen als Massenphänomen und zur Vernutzung der Zeitzeugen in den letzten Jahrzehnten. Jörg Skriebeleit zeichnet nach, welche Konjunkturen die lebensgeschichtlichen Berichte und Erzählungen seit 1945 von den Aufzeichnungen der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen über den Eichmann-Prozess und Lanzmanns Monumentalfilm *Shoah* hatten, und er beschreibt die Bewegung, die von der Oral-History-Forschung als Gegenerzählung und wissenschaftliche Methode ausging, sich aber darüber hinaus in die Massenmedien verselbständigt hat, wo heute weder Infotainment noch Geschichtsdokumentation ohne *Zeitzeugen* auskommt. Was folgt daraus? „Fast vergisst man beim Reden über die Rollen und den Funktionswandel der Zeitzeugin und des Zeitzeugen ein ganz fundamentales Faktum: Er oder sie ist vor allem Individuum. Und genau in dieser Perspektive sind Zeugnisse der Zeugen diskursanalytisch zu interpretieren und immer wieder neu zu dimensionieren“ (256). Der vorliegende Band trägt dazu für den aktuellen Stand der Forschung einen beachtlichen Teil bei.

Verena Haug